

dtv

Lizzie Doron
Es war einmal eine Familie



dtv
DIGITAL

»Tfu.« Sonia spritzte Spucke um sich. »Das hätte uns gerade gefehlt. Noch ein Geiger im Viertel.«

*So endete der zweite Tag der Schiwa,
und die Nacht begann.*

Nacht ohne Ruhe

Kurz nach Mitternacht

Die Trauergäste verließen die Wohnung. Nur Sonia und Genia fiel es schwer, sich zu trennen.

»Du gehst nicht nach Hause«, verkündete mir Sonia, schüttelte den Kopf und deutete befehlend mit dem rechten Zeigefinger auf mich.

Ich wurde zornig. Niemand hat mir zu sagen, was ich tun soll, wollte ich antworten, wie ein kleines Mädchen, das um ein Stückchen Freiheit kämpft, aber die Müdigkeit überwältigte mich, ich sagte nichts.

»Dein Mann und die Kinder sind schon längst zum Schlafen nach Hause gefahren, und hier brennt ihr Seelenlicht noch«, Genia versuchte, mich zum Bleiben zu überreden.

Sie standen dicht nebeneinander und betrachteten das gelbe Flämmchen des Seelenlichts.

»So hat Helena es geliebt«, sagte Genia seufzend, dann bat sie: »Mach ihr Licht nicht aus.«

»In dieser Nacht bleibst du hier«, verkündete Sonia zum zweiten Mal, und bevor sie die Wohnung verließ, wünschte sie mir eine gute Nacht.

Nachdem die beiden Alten gegangen waren, wollte ich die Wohnung abschließen und gehen. Stille erfüllte die Räume, und das Licht des Kerzchens tanzte über die Wände wie früher.

Obwohl ich vorgehabt hatte, nach Hause zu fahren, ertappte ich mich dabei, wie ich eine Weile die Flamme anstarrte, die Flamme und die Dunkelheit draußen.

Diese Nacht würde ich keinen Schlaf finden.

Es war eine fremde Stille, die Menschen schliefen, nur ein leichter Wind war zu hören und das Rascheln von Blättern. Einmal, vor vielen Jahren, war diese Straße nachts voller Leben gewesen.

Am Ende des Tages riefen die Eltern ihre Kinder nach Hause.

»Dovele, komm heim!«, schrie Dorka.

»Racheli, Schlafenszeit!«, rief Frau Tuchmayer.

»Roni, Papa ist schon zu Hause!«, verkündete Mina.

Und Mirjam rief: »Kinder, das Essen steht auf dem Tisch!«

Nach und nach ließen die Kinder des Viertels ihre Spiele im Stich, sammelten die Murmeln ein, die Aprikosenkerne, die Kreisel und liefen nach Hause.

Dunkelheit senkte sich über das Viertel.

Wenn es Nacht wurde, zündete meine Mutter immer Seelenlichter für ihre Toten an. Ihr spärliches Licht tanzte und schwebte durch die Wohnung. Viele Nächte verbrachte ich wach in meinem Zimmer und spähte durch die Ritzen des Fensterladens heimlich nach draußen.

Bei Anbruch der Nacht eröffnete Frau Ida Zitrin, die Kosmetikerin, den Reigen. Kaum wurde es dunkel, schrie sie aus ihrem Fenster: »Hilfe! Hilfe! Gott soll mich schon zu sich holen!«

»Still, Cinderella, niemand wird kommen und dich holen«, rief ein nervöser Nachbar vom anderen Ende der kleinen Straße. Aber mit der Ruhe war es vorbei. Im Gefolge von Frau Zitrins Geschrei erschien Esterke Pschigurski, die Mondsüchtige, auf der Straße. Esterke war eine knochige Frau, herausgeputzt und viel zu stark geschminkt. Sie erschien in einem seidenen Nachthemd, trug Schuhe mit hohen Absätzen und eine goldfarbene Handtasche und fragte in die Dunkelheit:

»Was ist das hier?«

Da keine Antwort kam, erschrak sie: »Mamele, wo bin ich?« Und dann antwortete sie sich selbst: »Hier ist Bergen-Belsen, ich weiß, hier ist Bergen-Belsen!« So schrie sie in ihren weißen Nächten, bis sie vierzig Schlaftabletten nahm und für immer einschief.

Aus einem Haus am Rand des Viertels drangen laute Schreie, mit einer tiefen Stimme: »Halt! Heraus! Halt! Heraus!« Wenn sie diese Schreie hörte, lief Sarka aus ihrem Haus auf die Straße. »Das ist der Kapo, das ist wieder der Kapo!«, rief sie aufgeregt, und obwohl der Mann nun schwieg, rannte Sarka zwischen den Häusern herum, bis sie die Hoffnung, ihn zu erwischen, aufgab. Erst dann kehrte sie erschöpft nach Hause zurück.

»Ich werde ihn schon noch erwischen«, tröstete sie sich. »Ich will, dass er mir in die Augen schaut, dass er mich um Verzeihung bittet!« Und dann fügte sie entschlossen hinzu: »Ich werde ihm nie im Leben verzeihen.«

Um Mitternacht waren alle still geworden.

Aus der Dunkelheit trat Zila, die Frau des Gemüsemanns.

»Ich bin Zila, die Tochter von Luba und Jankel Nowitsch, Schwester von Mosche Nowitsch«, rief sie.

Barfuß stand sie in der Tür ihres Hauses, nur in einem dünnen Nachthemd, und erzählte von Mojschele, ihrem heldenhaften Bruder, dem Anführer der Untergrundbewegung im Ghetto, und der, nebbich, der Erste war, der beim Aufstand umkam.

»Aber mein Matti wird nicht sterben«, schrie sie in die Nacht. »Hörst du, mein Junge, dir erlaubt Mama nicht, ein Held zu sein.«

»Wenn Mojschele kein Held gewesen wäre«, verkündete sie, »dann würde er heute noch leben, leben, leben ...«

Nachdem sie die Erinnerung an ihren Bruder wieder wachgerufen hatte, lief sie wie eine Schlafwandlerin durch das Viertel und suchte ihn. »Mojschele, wo bist du? Wo bist du?«, rief

sie und flehte: »Mojschele, du darfst nicht noch mal sterben!«

Soscha, die die Geduld verlor, öffnete das Fenster ihres Schlafzimmers. »Ruhe!«, schrie sie. »Wann ist hier endlich Ruhe!«

»Ruhe gibt es nur im Paradies und in der Hölle«, antwortete Zila dann.

»Die Hölle ist hier«, sagte Soscha. »Es soll endlich Ruhe sein.«

»Geh zu deinen Toten, dort hast du Ruhe«, schimpfte Zila und fuhr fort, laut nach ihrem Mojschele zu rufen.

»Pest und Cholera«, brüllte Soscha und schloss mit einem lauten Knall ihren Fensterladen.

In jenen Nächten hörte ich, wie man nach Tula rief, nach Lea-Rivka, nach Salman, nach Naftali, nach Blume und nach anderen Menschen, die ich nicht kannte. Denn obwohl ihre Namen jede Nacht gerufen wurden, kam keiner von ihnen je zu uns ins Viertel.

Gegen Ende meiner Nachtwache sah ich durch die Ritzen des Fensterladens meine Mutter durch die kleine Straße gehen, in der wir wohnten, und die Deckel von den großen Mülltonnen hochheben.

»Miez-miau, kommt! Miez-miau, kommt!«, rief sie, und die Straßenkatten versammelten sich mit fröhlichem Miauen um sie.

»Gleich bekommt ihr was zu essen, Katzen«, versprach sie ihnen und verstreute den Inhalt der Mülltonnen auf dem Bürgersteig.

Der Aufseher von der Stadtverwaltung, der ihr wegen des Verstreuens von Müll wieder und wieder einen Bußgeldbescheid verpasste, fragte sie verlegen: »Frau Helena, wann hören Sie endlich damit auf?«

Und sie antwortete stolz und stur: »Nie!«

Sie bezahlte die Strafe und verkündete: »Bei mir werden selbst die Katzen nie hungern müssen.«

Wenn der Morgen die Nacht besiegte und das Seelenlicht in unserer Wohnung sich mit dem Tageslicht vermischte, erwachte auch ich zu einem neuen Tag. Die Männer der Nachbarschaft gingen zur Arbeit, Hausfrauen eilten mit Plastikkörben zum Lebensmittelladen, zum Gemüsemann oder zur Krankenkassenambulanz, und ich lief, mit allen anderen Kindern des Viertels, zur Schule.

Es war, als hätte es die Nacht nie gegeben.

Tagsüber waren die Straßen vom Rufen der Kinder erfüllt. Grüppchenweise verteilten wir uns auf den Straßen und spielten Himmel und Hölle, Fünf-Steine, Fangen, Murmeln und Verstecken.

Als wir etwas älter waren, klauten wir Mispeln von den Bäumen, bei Ruben, dem Gemüsemann, stibitzten wir Aprikosen wegen der Kerne, mit denen wir Murmeln spielten,

und von Efraim, dem Lebensmittelhändler, besorgten wir Tütchen mit Trinkschokolade. An Regentagen, wenn die Erde nass war, machten wir das Taschenmesser-Werfen-Spiel und sprangen mit den Kröten in den Pfützen um die Wette, und an heißen Sommertagen spritzten wir aus unseren Verstecken Wasser auf die Passanten und schrien begeistert: »Es regnet, es regnet!«

Auch am Schabbat und an den Feiertagen trafen wir uns in den Höfen und auf der Straße.

An Neujahr versammelten wir uns um die Gullys und warfen all unsere Sünden hinein. An Jom Kippur kamen wir auf Anweisung der Eltern in einem der Häuser zusammen und aßen drei üppige Mahlzeiten, damit wir, Gott behüte, im kommenden Jahr, das uns zum Segen reichen möge, nicht mager und krank würden, und wir versprachen einander, diese Sünde geheim zu halten, aus Angst vor der Strafe Gottes.

Am Laubhüttenfest brachten wir unseren Feststrauß zu der Laubhütte, die allen Kindern des Viertels gemeinsam gehörte.

An Purim verkleideten wir Mädchen uns als polnische Krakowiak-Tänzerinnen, die Jungen als Ärzte, und dann veranstalteten wir einen bunten Kostümmumzug.

An Chanukka machten wir jedes Jahr, egal wie das Wetter war, einen Fackelumzug.

»Dunkelheit, verschwinde, fort mit dir! Wir tragen Fackeln durch die dunkle Nacht«, sangen wir am helllichten Tag in den Straßen, nicht angezündete Fackeln in den Händen. Trotz unseres inständigen Flehens erlaubten uns unsere besorgten Eltern nicht, die Fackeln anzuzünden.

»Hier spielt man nicht mit Feuer«, entschied Dorka.

»Wir haben schon genug Feuer und Rauch gesehen«, erklärte Itta den Kindern.

Wenn es Abend wurde, riefen die Eltern ihre Kinder nach Hause. Wie auf Kommando senkte ein Kind nach dem anderen den Kopf und lief heim.

»Chajim, nach Hause!«, rief Tova.

»Chemda, Schlafenszeit!«, befahl Herr Pschigurski.

»Zvika, Janale, das Essen wird kalt!«, rief Frau Schtigman. Und Sarka rief: »Uri! Ascher! Rivka! Das Essen steht auf dem Tisch!«

Auch meine Mutter befahl mir, auf der Stelle nach Hause zu kommen, denn im Viertel wurde es schon dunkel.

Nur Zila unterschied nicht zwischen Dunkelheit und Licht. Jeden Morgen, wenn sie Matti, ihren einzigen Sohn, zur Schule begleitete, hörte ich sie, genau wie nachts, vor sich hin murmeln: »Dir erlaubt Mama nicht zu sterben.«

Wenn Matti die Straße überquerte, passte Zila vom Bürgersteig aus auf ihn auf und schrie: »Vorsicht!« Mal galt ihr Schrei Matti, dann wieder einem Autofahrer.

»Ausgerechnet ich werde von einem Lastwagen überfahren werden«, zischte Matti in ihre